

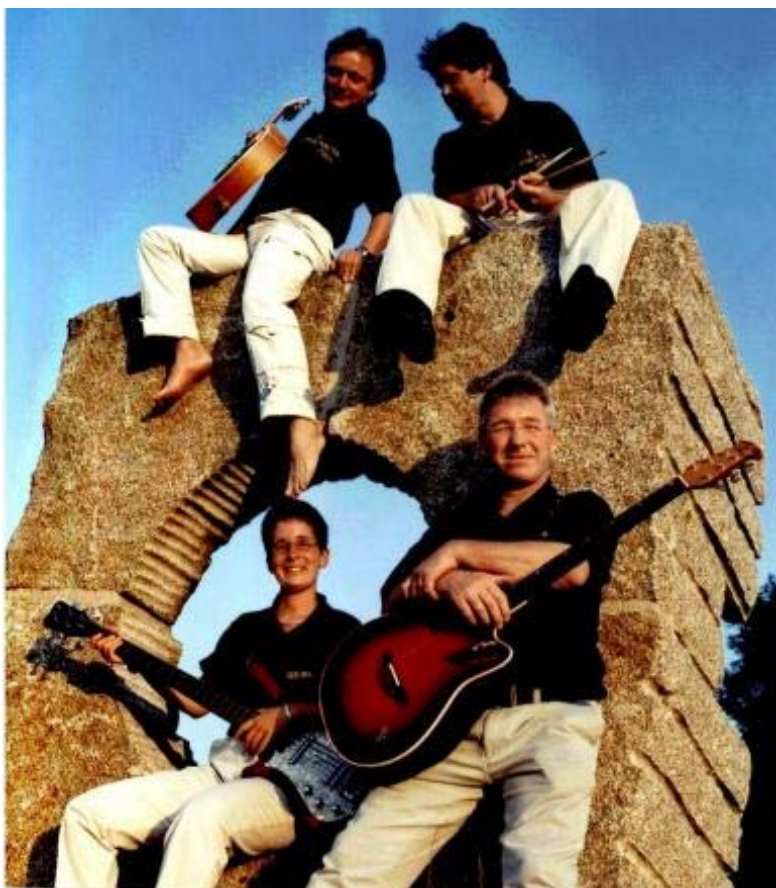
ISSN 1436-9184

B 14529

FÖRDERVEREIN BAIRISCHE SPRACHE
UND DIALEKTE e.V.

R u n d b r i e f

Nr. 51 - September 2004



IMPRESSUM:**Herausgeber und Verleger:**

FÖRDERVEREIN BAIRISCHE
SPRACHE U. DIALEKTE e.V.
Gotzing
83629 Weyarn
Telefon 08020/904732
Mobil 0179/1042050
Telefax 08020/904783

Bankverbindung:

Kreissparkasse München
BLZ: 702 501 50
Konto-Nr. 230 779 688

Internet:

www.bairische-sprache.de

eMail:

Hans.Triebel@bairische-sprache.de

ISSN 1436-9184

**Verantwortlich für die
Redaktion und Anzeigen:**

Hans Triebel

Erscheinungsweise:

vierteljährlich

Bezugspreis ist im Mitglieds-
beitrag erhalten.

Z. Zt. gilt Anzeigenpreisliste
Nr. 1 vom 1.1.1996.

Gesamtherstellung/Druck:

Chiemgau-Druck
Ludwigstr. 13
83278 Traunstein

Namentlich gekennzeichnete Bei-
träge geben die Meinung des
Verfassers wieder und sind nicht
unbedingt als Stellungnahme
des Vereins zu betrachten.

Die Beiträge ohne Namen oder
Herkunftsangabe sind vom
Vorsitzenden und ebenfalls nicht
unbedingt als Meinung des
Vereins aufzufassen.

Auflage: 4.500

Unsere Themen:**Seite**

Vortrag von Prof. Dr. Werner König	1
Hohe Geburtstage im LV Rupertiwinkel	9
Boarisch gredd, aufgschpuit und gsunga	10
Wenn Finnen über den "Noagalzuzzla" grübeln	11
Bayern und Fremdsprachen: Wer ko, der ko!	12
Bayerische Schüler dürfen nicht wegen Dialekt diskriminiert werden	
Leserbrief von Sepp Obermeier	14
Tassilo III.	15
Muttersprachlicher Ergänzungsunterricht in der Volksschule Garmisch-Partenkirchen	16
Zitat des Tages: Say it in broken English	18
„Österreichisch“ als eigene Sprache?	19
Dann doch lieber Ciao als Tschüs	
Leserbrief vom FBSD-Vorsitzenden	25
Infoabend über bairische Sprache	26
Zeitung der 9. Klasse der HS Laufen Von einer Rolle in die andere geschlüpft	27
Bairisch ist eine vollwertige Sprache	28
Kleines großes Bayern	29
Aufruf	32

**Redaktionsschluß für den nächsten Rundbrief:
15. November 2004**

Titelbild:

**Die bayrische Mundartband „Edelweißpiraten“
mit Robert Bruckmeier (unten links) aus der
Vorstandschafft LV Miesbacher Oberland**

Liebe Mitglieder, liebe Freunde der bairischen Sprache!

Die Mundarten in Bayern müssen auch in den Köpfen den Stellenwert bekommen, den sie eigentlich haben müßten.

Laut Umfrage ist Bairisch der beliebteste und erotischste Dialekt. Fernsehserien wie z. B. „Der Bulle von Tölz“ gehören zu den erfolgreichsten TV-Serien bundesweit.

Die Pisa- und die IGLU-Studie zeigten es ganz deutlich: Länder, in denen es noch vergleichsweise viele Dialektsprecher gibt wie Baden-Württemberg, Österreich und auch Bayern, sind bei den Besten im europaweiten Vergleich.

Auch im sozialen Bereich sind Dialekte enorm wichtig. Kinder und Jugendliche brauchen die sprachlichen Wurzeln der nächsten Umgebung, nicht die Anonymität einer Bahnhofshalle.

Die Mundart darf nicht zu einer „Nischensprache“ werden. Es nützt nichts nur bei Trachtenfesten, Hoagarten oder in der engeren Familie „Boarisch“ zu reden. Bairisch muß wieder die erste Sprache vor allen anderen werden. Erst wenn der Dialekt fest verankert ist, sollten so viele Sprachen als nur irgendwie möglich dazukommen. Sprachen sind in einer Zeit grenzenloser Mobilität wichtiger denn je, nur nicht auf Kosten der eigentlichen Muttersprache, unserer vielen Mundarten.

Kinder, die Dialekt sprechen und auch mit Standard-Deutsch, also quasi zweisprachig aufwachsen, bilden schon sehr früh ein „Großnetzwerk“ im Gehirn, das einfach die Aktivität des Denkens wesentlich verbessert.

Hans Triebel
Vorsitzender

Oskar Maria Graf
„Gelächter von außen“
München 1966

Für Nichteinheimische bedeutet „Bayrisch“ fast immer so etwas wie ein herzerfrischend Hinterwäldlertum auf Bauernart, ein schlicht inniges bierkatholisches Analphabetentum als Volkscharakter und im besten Falle eine bäuerlich-pfiffige Gaudiangelegenheit.

Rundheraus gesagt also: Etwas entwaffnend Einfältiges, über das jeder Mensch eben wirklich nur noch lachen kann.

Dafür sorgten meine Vorgänger bis hinauf zu Ludwig Thoma reichlich und das Unappetitliche dabei ist: Während sich zum Beispiel die Juden mit vollem Recht und natürlicher Selbstverständlichkeit ganz entschieden gegen jeden Antisemitismus wehren, reagieren wir geschäftstüchtigen, animalisch gefallsüchtigen Bayern gegen den von uns selbst geschaffenen Antibavarismus völlig entgegengesetzt. Wir hegen und pflegen, hätscheln und steigern ihn, damit uns nur ja die ganze Welt als ein Volk von „blöden Seppln“ anschaut.

Vortrag München 4/04 von Prof. Dr. Werner König

Meine Damen und Herren,

vor einigen Jahren habe ich bei ungefähr 70 Studenten, deren Heimatorte über die ganze alte Bundesrepublik verstreut waren, eine kleine Umfrage gemacht. Ich wollte von ihnen die Region wissen, in der das beste Deutsch gesprochen wird. Fast alle der Befragten nannten einen Ort in Norddeutschland – meist Hannover oder eine Region in Niedersachsen, wo das beste Hochdeutsch gesprochen werde. Dieses Ergebnis war in etwa zu erwarten, das entspricht unserer unreflektierten Alltagsmeinung, nicht nur der eines süddeutschen Bayern, der von seiner Sprache her ein Schwabe ist. Sondern auch der bairische Bayer, der jene, die glauben, ein besseres Deutsch zu sprechen, Preußen nennt.

Ein weiteres Ergebnis hat mich aber doch überrascht: von den 33 Befragten des Nordens konnten 13 keinen Menschen nennen, der ein besseres Hochdeutsch spricht als sie selbst, von den 37 Befragten des Südens dagegen nur 2. Im Süden des deutschsprachigen Raumes gibt es in solchen Fragen des sprachlichen Selbstverständnisses offensichtlich andere Auffassungen als im Norden. Wie es zu diesen Unterschieden gekommen ist, soll Thema des ersten Teils meines Vortrags sein, inwieweit die vorher erwähnten Meinungen berechtigt sind, das soll in einem zweiten Teil anhand von empirischem Material nachgeprüft werden.

Also unsere erste Frage lautet: Wie ist es zur heutigen Situation gekommen? Dazu muß ich jetzt etwas weiter ausholen und bis an die Anfänge des Deutschen zurückgehen. Sie wissen vielleicht, unsere Vorfahren haben – wenn überhaupt dann – zunächst lateinisch geschrieben. Erst seit dem 8. Jahrhundert ist eine nennenswerte Anzahl von Texten in deutscher Sprache vorhanden. Diese Texte gibt es grob gesprochen in zweierlei Form: in niederdeutsch und hochdeutsch, genauer gesagt zu altniederdeutsch, das man auch altsächsisch nennt und althochdeutsch. Altniederdeutsch hieß man das, was im Norden des deutschsprachigen mitteleuropäischen Raum geschrieben bzw. gesprochen wurde, althochdeutsch, was in der Mitte und im Süden dieses Raumes überliefert ist. Aus den heutigen dialektalen Verhältnissen projiziert man eine Trennungslinie dieser beiden Räume in die althochdeutsche Zeit (8.-11. Jh.) zurück, Karte 1 stellt das dar. Nördlich der Linie 1 spricht man im Dialekt, der dort Platt genannt wird, *tîd* für 'Zeit', *water* für 'Wasser', *maken* für 'machen', *slapen* statt 'schlafen'. Wer *tîd* und *water* und *maken* und *slapen* und entsprechendes sagt, spricht niederdeutsch, südlich dieser Linie beginnt die hochdeutsche Sprache, beginnen die hochdeutschen Dialekte und diese zerfallen in zwei Gruppen, nämlich die der mitteldeutschen und der oberdeutschen. Was Sie jetzt vielleicht überrascht haben dürfte, ist die Tatsache, daß hochdeutsch in diesem Sinn ein geographischer Begriff ist und nicht sprachsoziologisch eine über den Dialekten stehende allgemeine Hochsprache, Standardsprache, Schriftsprache bezeichnet, unsere heutige Normalbedeutung von Hochdeutsch. Diese Bedeutung ist relativ jung. In

diesem neuen Sinn taucht sie erst im 18. Jahrhundert auf. Wie kommt es nun zu dieser neuen Bedeutung?

Die mittelalterlichen Sprachverhältnisse in unseren Landen sind nicht mit den heutigen zu vergleichen. Im Mittelalter gab es keine über den Dialekten stehende gemeinsame Hochsprache, die in allen Regionen gleichermaßen benutzt und verstanden worden ist, sondern es gab nur Dialekte im gesprochenen Bereich und regional geprägte Schreibsprachen im geschriebenen. In Hamburg schrieb man im 14. Jh. *slapen* und *hu#s* und z. B. in Augsburg *schlaufen* und *hous*. Wie kommts dazu, daß man heute in Hamburg, München und Wien *schlafen* und *Haus* schreibt? Das hängt mit der Entstehung einer einheitlichen deutschen Schriftsprache zusammen, ein Vorgang, der im 15. Jahrhundert beginnt; der Buchdruck beschleunigt diesen Prozeß ungemein, Luthers Bibelübersetzung ist Autorität für diesen Standard und maßgeblich an seiner Verbreitung beteiligt, und die kulturelle Dominanz des ostmitteldeutschen Raumes vor allem im 17. und 18. Jahrhundert sorgt für einen entsprechenden ostmitteldeutschen Einfluß. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhundert ist dieser Prozeß in etwa abgeschlossen, wir besitzen eine relativ einheitliche Schreibsprache, die von Wien bis Köln und von Basel bis Königsberg gepflegt wird. Diese neue, gemeinsame Schreibsprache des Deutschen in Mitteleuropa wurde im hochdeutschen Raum, also im Süden entwickelt, die Schreibvarietät dieses Raumes – und hier auch die des – besitzt schon am Anfang des 16. Jahrhunderts so großes Ansehen, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts alle namhaften Kanzleien des niederdeutschen Raumes ihre angestammte, seit Jahrhunderten gebrauchte mittelniederdeutsche Schreibsprache aufgeben / nicht mehr gebrauchen und sich der südlichen Varietät, d. h. sich der hochdeutschen Sprache bedienen. Was bedeutet, daß das Mittelniederdeutsche, diese einst bedeutende Sprache der Hanse als Schreibsprache / als geschriebene Sprache / als Schriftsprache ausstirbt, sie wird durch das Hochdeutsche ersetzt, durch die Sprache des Südens und der Mitte (vgl. Karte 1).

Was soll das alles nun damit zu tun haben, daß die Norddeutschen glauben, das bessere Hochdeutsch zu sprechen? Dazu muß jetzt ein neuer Argumentationskreis eröffnet werden.

Bisher haben wir vor allem von geschriebener Sprache geredet, nicht von der Mündlichkeit, von der gesprochenen Sprache. Im Mittelalter wurde – grob gesehen – Dialekt das heißt stark regional geprägt gesprochen und ebenso geschrieben. Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache gab uns eine einheitliche Schreibsprache, aber lange noch keine einheitliche Sprechsprache. Im gesprochenen Bereich gab es bis ca. 1900 im Süden nur regionale/dialektale Sprachformen. Das heißt, man sprach im Süden auch in gebildeten Schichten z. B. *guat* für 'gut' *liab* für 'lieb' und *miad* für 'müde'. Das ist erst ca. 100 Jahre her, daß solche Lautvarianten allmählich begannen, aus der Mündlichkeit von Gebildeten zu verschwinden. Unser langjähriger Bundeskanzler Kohl spricht z. B. ein Deutsch, in dem es zwischen *Kirsche* und *Kirche* keinen Unterschied gibt.

Im nieder-/norddeutschen Bereich folgte der Übernahme der hochdeutschen Schriftschreibsprache ein jahrhundertlangere Prozeß der Umstellung auch der Mündlichkeit aufs Hochdeutsche: das hat inzwischen dazu geführt, daß ein Plattdeutsch/Niederdeutsch-Sprecher ein eher seltenes Ereignis ist, nur an der Küste und in Schleswig Holstein sind solche noch in größerer Zahl anzutreffen. Dieser Prozeß der Erlernung des Hochdeutschen als Sprechsprache erfolgte von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an in den Städten und erfaßte später auch das flache Land. Wo konnten nun die Niederdeutschen das Hochdeutsche erlernen? Die, die an der südlichen Sprachgrenze hochdeutsche Nachbarn hatten, konnten sich an diesen orientieren. Den anderen blieb nichts übrig, als ihre Aussprache an der Schreibung auszurichten. Hochdeutsch zu schreiben hatte man ja schon gelernt, die einzelnen Wörter dem Lautwert der Buchstaben entsprechend zu artikulieren, war die naheliegendste Lösung. Das ergab eine Ausspracheform, die man als „Schreiblautung“ bezeichnet hat und die auch von den Sprachwissenschaftlern, das heißt von den Grammatikern vom 16. Jahrhundert an regelmäßig als die beste Aussprache angesehen wurde. Auch heute geht man indirekt von diesem Ideal aus, wenn man von jemanden sagt, er spreche nach der Schrift, oder er rede wie gedruckt.

Ich fasse diesen komplizierten Vorgang jetzt nochmals in einem Satz zusammen: Weil die Niederdeutschen/Norddeutschen im 16. Jahrhundert beginnend ihre alte Sprache sukzessive zuerst in der Schriftlichkeit und dann im Mündlichen aufgegeben haben und das südliche Hochdeutsche quasi als Fremdsprache neu erlernt haben und weil ihnen bei der Aussprache / beim Lesen dieser Schreibform nichts anderes übrig blieb, als sich an den vorhandenen Buchstaben zu orientieren, und weil eben diese buchstabengetreue Lautung damals als Ideal galt, genau deswegen bildete sich im Laufe der Zeit in Norddeutschland und auch im Süden die Meinung heraus, daß dort das beste Hochdeutsch gesprochen werde.

Die nächste Frage nun, die wir klären wollen, ist die folgende:

Können es die Norddeutschen wirklich besser, was ist dran an dieser Auffassung, hält diese Hypothese einer empirischen Überprüfung stand? Dazu müssen wir aber vorher wissen: Was ist besser? Was ist schlechter? Es geht hier um die Bewertung von regionalen Sprachvarianten z. B. um die Frage: Welche von den folgenden drei Lautungen ist die schönste: *haaß*, *hoiß* oder *hoaß* oder *haeß*? Auch wenn dem einen oder anderen von Ihnen die eine oder andere Variante jetzt besser gefallen haben sollte, muß ich feststellen, solche Bewertungen sind wissenschaftlich ohne Basis, es gibt kein besser oder schlechter beim Vergleich von Sprachen und Dialekten.

Aber es gibt Meinungen von Menschen über besser oder schlechter, über schöner oder weniger schön. Mit solchen Meinungen bzw. ihrer Entstehung haben wir uns ja schon vorher beschäftigt. Und solche Meinungen sind nicht weniger wirksam in einer Gesellschaft als wissenschaftlich begründbare Fakten. Und weiter noch: eine wissenschaftlich begründ- oder gar beweisbare "beste Aussprache" gibt es nicht und kann es nicht geben; doch gibt es fürs Deutsche Aussprachewörterbücher, die

einfach dadurch, daß sie da sind, daß sie vorhanden sind, Wirkung haben, im Zweifelsfall zur Autorität werden, weil man sie nachschlägt und die auch für sich selbst in Anspruch nehmen, eine vorbildliche, über den Regionen stehende Normaussprache zu kodifizieren.

Das Älteste dieser Wörterbücher, der Siebs, existiert seit 1898; dieses Werk ist seither nicht ohne Wirkung geblieben, ist Autorität geworden. Die Norm des Siebs war bis 1964 konkurrenzlos und maßgebend für die Berufssprecher der Bühne, des Rundfunks sowie für die Lehrerausbildung. Seine Vorschriften sind faktisch ohne Diskussion – es gab zwar immer wieder leidenschaftlich vorgetragene Stimmen aus dem Süden gegen diese Norm, sie blieben aber ohne Resonanz in der sogenannten Fachwelt – zum Standard auch für die Alltagssprache geworden, obwohl sie ursprünglich nur für die Bühne konzipiert waren. Von dieser Grundlage haben wir auszugehen, wenn wir eine sogenannte beste Aussprache fassen wollen, wir kommen an Siebs und den anderen Aussprachewörterbüchern nicht vorbei. Es gibt nur diese Autoritäten. Nur an sie können wir uns halten, nur sie können wir konsultieren, wenn wir wissen wollen, wie ein bestimmtes deutsches Wort "richtig" auszusprechen sei. Deshalb werden wir – trotz der eben formulierten generellen Bedenken – im folgenden unsere Ergebnisse über die tatsächliche Aussprache des Schriftdeutschen mit den Normen, so wie sie die derzeit aktuellen Wörterbücher kodifiziert haben, vergleichen und die jeweilige Nähe von verschiedenen Regionen zu dem jeweiligen Wörterbuchstandard feststellen.

Von diesen Wörterbüchern gibt zu allem Überfluß noch drei Stück mit vier verschiedenen Normen: Das oben schon erwähnte von Theodor Siebs, hat seit 1898 viele Auflagen erlebt; es ist ursprünglich nur für die Bühne gedacht und dementsprechend war der Titel des Werks zunächst: "Deutsche Bühnenaussprache". Schon in der Auflage von 1927 war aber als Untertitel "Hochsprache" dazugekommen, das ist der Beginn einer Entwicklung, die sich später noch verstärken sollte: 1957 wurde der Titel umgedreht. "Deutsche Hochsprache – Bühnenaussprache" und 1969 gar nur noch: "Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung". Zur Bühnenaussprache / Deutschen Hochsprache / Reinen Hochlautung war eine weitere Ausspracheform getreten, die als "gemäßigte Hochlautung" Anleitung sein sollte "für das gepflegte, deutliche Sprechen in kleinen Räumen und am Mikrophon".

In die "gemäßigte Hochlautung" des Siebs von 1969 waren auch schon Ergebnisse der empirischen Untersuchungen eingeflossen, die in der DDR unter Hans Krech Anfang der 60er Jahre an Berufssprechern vor allem aus der DDR gemacht wurden.

Diese Arbeiten dienten der Erstellung eines eigenen Aussprachewörterbuchs für die DDR, das 1964 zum ersten Mal als "Wörterbuch der deutschen Aussprache"

erschienen ist und das seit 1982 als "Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache" firmiert.

An den Regeln des DDR-Wörterbuchs orientierte sich wohl auch die Neubearbeitung der DUDEN-Aussprache von 1974, auch wenn die beiden in verschiedenen Bereichen auseinandergehen. Nirgends wird erklärt, worauf die Ausspracheregeln des DUDEN beruhen. Es sind wohl einsame Entscheidungen des DUDEN-Bearbeiters Max Mangold gewesen, die zur DUDEN-Norm geführt haben.

Anders ausgedrückt: Eine deutsche Aktiengesellschaft (Bibliographisches Institut) beauftragt einen Phonetik-Professor damit, eine neue Norm des Deutschen zu schaffen, der tut es – ohne auf die tatsächlich vorhandenen Ausspracheweisen zu schauen, ohne Abstimmung mit den anderen deutschsprachigen Ländern, einfach so. Und wir alle haben das akzeptiert; besser gesagt, uns war es egal, was da festgelegt wurde, wir sprechen einfach weiter, weil wir ja wissen, daß wir Deutsch können. Aber was tut z. B. ein Deutschlehrer in Peking, der keinen Deutschen zur Hand hat, den er fragen kann? Er schaut im entsprechenden Wörterbuch, z. B. im DUDEN nach; d. h. solche Wörterbücher, - auch wenn eine Aktiengesellschaft sagt, wo es lang geht, - haben Wirkung.

Das bisher Gesagte zusammenfassend ergibt sich heute die folgende Situation:

Wenn man beim Wörterbuch von Siebs trennt in

– reine und

– gemäßigte Hochlautung,

und dazu auch die Norm

des WDA und

des DUDEN nimmt, kommt man auf

4 verschiedene, konkurrierende Aussprachenormen für das Deutsche. Ich verzichte jetzt darauf, Unterschiede dieser Wörterbücher aufzuzählen.

Wie spricht heute nun der gebildete Mitteleuropäer deutscher Zunge? Leider hat dieses Thema die Forschung bisher fast nur die Auslandsgermanistik interessiert. Der erste Muttersprachler, der in den letzten 50 Jahren eine größere Arbeit dazu geschrieben hat, war ich, mein Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen ist 1989 erschienen. Leider konnte ich damals nur die alte Bundesrepublik bearbeiten, für die Schweiz ist danach von Ingrid Hove eine Dissertation fertiggestellt worden, ebenso für Österreich eine Innsbrucker Dissertation von Michael Bürkle, die aber nur die unbetonten Nebensilben erfaßt; Peter Wiesinger in Wien plant eine weitergehende Arbeit für Österreich. So müssen wir uns mit dem Vorhandenen zufrieden geben, ich denke, das, was wir haben, reicht aus, um einiges zu zeigen.

Der eben genannte Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen beschreibt Sprecher, – die zwischen 1946 und 1958 geboren sind

- die in dem Ort, den sie repräsentieren, aufgewachsen sind
- die Abitur haben und zum Zeitpunkt der Datenerhebung studierten
- von denen mindestens ein Elternteil die gleiche Bedingung hinsichtlich des Bildungsstandes (Abitur) und der Herkunft (dort aufgewachsen) erfüllt, u.a., um zu gewährleisten, daß das Hochdeutsche mindestens in der zweiten Generation als Möglichkeit zur Verfügung steht.

Ich wollte also eine möglichst hohe Sprachform erreichen. Dem trug die Versuchsanordnung Rechnung: es mußten drei Wortlisten, von denen zwei alphabetisch geordnet waren, und die dritte Wortpaare enthielt, insgesamt rund 1700 Wörter, vorgelesen werden. Dabei sollten die Sprecher vor jedes Substantiv den Artikel, der nicht auf der Liste stand, setzen, so daß jedes Wort verstanden sein mußte, bevor es artikuliert wurde. Die Sprecher wurden über das Ziel der Forschungen informiert und bekamen die Anweisung, den Text so zu lesen, wie sie es vor einer Schulklasse tun würden.

Das auf diese Weise gewonnene Sprachmaterial ist sehr gut geeignet, das zu repräsentieren, was die Informanten auch in anderen formal hochstehenden Sprechsituationen (z. B. bei einem Vortrag) oder in gepflegter deutlicher, Theodor Siebs würde sagen „ruhiger, verstandesgemäßer Rede“, produzieren würden.

All das hat die regionale Prägung auf ein Minimum reduziert, was sich auch darin zeigt, daß viele der z. B. bei Siebs oder anderen Autoren als zu vermeidende landschaftliche Eigenheiten aufgeführten Ausspracheformen in unserem Korpus überhaupt nicht vorkommen. Mit anderen Worten: unser Material bildet die höchste, oberste Sprechweise, in der sich gebildete Sprecher ohne Sprechausbildung bewegen können, ab.

Trotzdem füllt die Beschreibung der vorgefundenen Varianten ca. 500 Druckseiten, darunter ca. 300 Seiten Tabellen und Karten. Es zeigen zwar nicht alle Phänomene eine regionale Verteilung, ein großer Teil aber schon.

Es waren 44 Sprecher, von jedem ca. 45 Tonbandminuten, die in den Atlas eingegangen sind. Sie hatten alle der oben beschriebenen sehr eng definierten sozialen Gruppe anzugehören. Dadurch war die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, daß der Proband ein Hochdeutsch produziert, das der Ausspracheweise jener Region, für die er in den Karten steht, entspricht.

Nun möchte ich Ihnen einige Ergebnisse aus diesem Atlas vorführen. Sie haben auf der Tischvorlage die Karten ja schon gesehen. Es handelt sich jeweils um das Gebiet der alten Bundesrepublik.

Wir vergleichen jetzt die tatsächliche Aussprache von deutschsprachigen Gebildeten verschiedener Herkunft mit einer Norm, die drei Aussprachewörterbücher setzen, die einfach dadurch, daß sie da sind, daß es sie gibt, Wirkung haben, denn wissenschaftlich kann mir niemand sagen, warum die Aussprache *König* schlechter, nicht so gut sein soll als *Könich*. Damit wären wir schon bei unserer ersten Karte.

Was können wir nun nach diesem allem sagen? Die Norddeutschen können es auch nicht besser. Auch sie weichen von der Norm ab – wenn man die Normen der Aussprachewörter zugrunde legt. Aber diese Abweichungen von Nord und Süd werden nicht nur von den Laien, sondern auch von der sogenannten Fachwelt unterschiedlich bewertet.

Ich möchte Ihnen das zunächst am Beispiel der letzten beiden Auflagen der Duden-Grammatik sowie der 3. Bearbeitung des Duden Aussprachewörterbuches von 1990 erläutern.

In der Grammatik gibt es ein einleitendes Kapitel unter dem Titel: Der Laut und die Lautstruktur des Wortes. Unter Punkt 5.3. „Umgangslautung“ werden da einige Phänomene beschrieben, die nach der 5. Auflage von 1995 weitgehend unabhängig von dialektalen und soziolektalen Einflüssen sind und der 6. Auflage von 1998 als typisch für die Umgangslautung gelten.

Betrachten wir die Beispiele in diesem Kapitel etwas näher: Vier Abschnitte behandeln Assimilationsphänomene und Probleme der Fremdwortaussprache, die können wir hier beiseite lassen. Drei aber befassen sich mit Erscheinungen, die regional unterschiedlich verteilt sind. Es geht um die Quantität der Vokale bei *Glas*, *Rad*, *grob*, *Zug* u.ä. Wörtern sowie um die Aussprache des <g> in Wörtern wie *legst*, *sagst*, u. ä. einerseits und in *freudig* und *innig* und vergleichbaren Wörtern andererseits. Von diesen letzten drei Phänomenen, die, als weitgehend unabhängig von dialektalen Einflüssen bezeichnet werden, sind die ersten zwei vor allem norddeutschen Sprechern eigen, das dritte <-ig>- Aussprache eher süddeutschen, obwohl die Aussprache als Plosivlaut im Norden vorkommt, zumindest in relativ hohen formalen Sprechsituationen.

Vergleichbares findet sich im Aussprachewörterbuch des Duden. In ihm gibt es in der Einleitung ebenfalls einen Abschnitt „Umgangslautung“. Diese wird immerhin schon als regional geprägt beschrieben. Die auf ca. 3 Druckseiten angeführten Beispiele ohne Regionalangaben behandeln 23 Zitat häufige Erscheinungen der Umgangslautung. Davon betreffen 6 Assimilationserscheinungen, 8 die Aussprache von Fremdwörtern (davon sind zwei Eigenheiten regional bedingt) 7 behandeln Ausspracheeigentümlichkeiten des Nordens, eine weitere betrifft die Aussprache von auslautendem <-ig>. Von den 10 regional bedingten sogenannten "Umgangslautungen" sind 8 nicht süddeutsch, d.h. nord- und teilweise auch mitteldeutsch.

Wenn man nun die Aussage der Bearbeiter dieses Aussprache-Dudens ernst nimmt, daß „vor allem häufige Erscheinungen“ der „Umgangslautung“ hier besprochen werden, dann könnte man daraus schließen, daß die Süddeutschen und Österreich in dem, was der Duden „Umgangslautung“ nennt, so wenig Abweichungen hat, daß diese nicht weiter erwähnenswert sind, oder eventuell sogar auch, daß sie gar keine „Umgangslautung“ im Dudenschen Sinne besitzen, sondern gleich in den Dialekt fallen.

Ähnliche aber nicht ganz so einseitige Zahlenverhältnisse liefert die oben schon erwähnte Liste „landschaftlicher Besonderheiten“ bei Siebs. 12 Zitat „nicht normgerechte“ in gepflegter Aussprache zu vermeidende Eigenheiten des Nordens stehen hier ganzen sechs des Südens gegenüber. Siebs bestätigt also den Eindruck, den man aus den beiden Duden gewinnen kann: die Süddeutschen machen weniger Fehler, sprechen ein gepflegteres Hochdeutsch.

Vor dem Hintergrund der allgemeinen Auffassung vom schlechteren Hochdeutsch der Südländer erhält die Darstellung der beiden Duden und Siebs einen neuen Stellenwert: Norddeutsche Regionalismen werden hier vor allem erwähnt, weil sie als allgemeiner verbreitet angesehen, weil sie als noch eher dem Standard, der Norm angehörend betrachtet werden. Sie werden eher verziehen als süddeutsche oder die Österreichs oder der Schweiz. Ein Moderator der samstägliches Sportschau des ZDF ließ die zugegebenermaßen südöstlich geprägten Statements eines Skirennfahrers per Laufschrifteinblendung „übersetzen“, obwohl die Rede dieses Skifahrers nicht dialektgeprägt ist als die eines Franz Steiner, dessen Volksstücke vor einigen Jahren ohne Untertitel erfolgreich im Privatfernsehen liefen. Dieser ZDF-Moderator fand das sehr lustig, sah aber den Balken im eigenen Auge nicht, denn er selbst sprach und spricht regelmäßig: *lecht* statt legt, *Tach* statt Tag, *Fead* statt Pferd, *Hoffnunk* statt Hoffnung. Und der Duden verstärkt, perpetuiert diese Auffassung, die in nichts anderem gegründet ist als in der Tatsache, daß viele daran glauben. Wenn ein Buch aus dem Duden Verlag auch noch so deskriptiv gemeint ist, der normale, d.h. der nicht germanistische Benutzer wird es normativ lesen. Auch die Grammatik und das Aussprachewörterbuch haben schon durch den Namen quasi amtlichen Charakter. Die erwähnten, fast nur norddeutschen Ausspracheweisen werden dadurch, daß sie hier aufgeführt werden, kanonisiert, als möglich dargestellt und in Normnähe gerückt. In diesen beiden Büchern werden in der sogenannten Umgangslautung, sogar solche Eigenheiten aufgeführt, die von den Sprechern selbst als nicht korrekt empfunden werden, wie die spirantische Aussprache des g-Lautes in bestimmten Positionen.

Wer von sich glaubt, eine gute Aussprache zu besitzen, dem verhilft dieser Glaube zu einem positiveren Selbstwertgefühl; wer hingegen ein negatives Sprachbewußtsein qua Geburtsort zugeteilt bekommt, der muß sehen, wie er damit zurechtkommt. Es würde schon sehr viel nützen, wenn man sagte: Ihr braucht Euch wegen Eurer regionalen Sprachfärbung keine Gedanken zu machen; denn diejenigen, von denen Ihr denkt, sie hätten eine bessere deutsche Aussprache und die es Euch das auch immer wieder merken lassen, die entsprechen genausowenig einem wie auch immer definierten Ideal. Insofern können Forschungen zu diesem Thema und darauf aufgebaute neue Zielnormen auch Folgen für unsere Gesellschaft haben und zwar in Richtung einer Emanzipation bisher benachteiligter Gruppen, sie können helfen, Gegensätze innerhalb unserer Gesellschaft abzubauen: ich meine, ein Gutteil der Reserviertheit des Südens dem Norden gegenüber ist auch auf solche sprachlichen Selbstwertdefizite zurückzuführen.

Und wenn man z. B. den Aussprache-Duden beim Wort nähme, wie wir es oben getan haben, dann bräuchte sich der Süden ja gar nicht zu verstecken, er läge sogar weit vor dem Norden. Ich will natürlich jetzt nicht so weit gehen und sagen, die Süddeutschen können es besser, das hat wohl genausowenig mit der Wirklichkeit zu tun wie die bisherige Auffassung, daß die Norddeutschen der Norm entsprächen, ich will nur sagen, die Süddeutschen können es auch. Wenn sich das zuerst bei den Germanisten und im Duden Verlag und später dann auch im weiteren Bevölkerungskreisen herumspräche, dann wäre meines Erachtens schon sehr viel gewonnen.

Hohe Geburtstage im Landschaftsverband Rupertiwinkel



von links: Maria Hafner, Sigi Ramstötter, Michael Ofensberger

Der Vorsitzende des LV Rupertiwinkel, Michael Ofensberger, konnte am 11. Juli seinen 75. Geburtstag feiern. Michi Ofensberger ist seit der Gründung im Jahr 1998 Vorsitzender des LV Rupertiwinkel und hat sich in dieser Zeit um die bairische Sprache große Verdienste erworben. Er studierte viele Sprachbücher, hielt im ganzen Gebiet von Bad Reichenhall bis Tittmoning Vorträge über Entwicklung, Gebrauch und Gefährdung der bairischen Sprache, knüpfte Kontakte zu anderen Traditions-Vereinen, verfaßte Aufsätze für die regionalen Zeitungen und für eigene Vereinshefte und scheut sich nicht, Institutionen und Medien öffentlich auf Sprachsünden und überflüssige Anglizismen hinzuweisen. Sein Landschaftsverband zählt derzeit über 300 Mitglieder.

Wenige Tage zuvor hatte sein Vetter, der weit über Laufen hinaus bekannte ehemalige Schulleiter und Stadthistoriker Heinz Schmidbauer, ebenfalls Vereinsmitglied, seinen 75. Geburtstag gefeiert. Besonders geehrt wurde er von den Bad Reichenhaller Gebirgsschützen, denen er seit vielen Jahren aktiv angehört.

Und noch in derselben Woche feierte ein weiteres prominentes LV-Mitglied seinen 75. Geburtstag: Sigi Ramstötter aus Teisendorf, der bekannte Sänger und Musikant und Gründer der Teisendorfer Tanzlmsi hatte in die „Alte Post“ nach Teisendorf eingeladen. Daß es dort von Musikanten vom Chiemgau bis zum österreichischen Innviertel, von Brauchtums- und Sprachpflegern nur so wimmelte und eine Darbietung die andere ablöste, war nicht verwunderlich bei der großen Bekanntheit und Beliebtheit des kerngesunden Jubilars.

Auch der Förderverein gratuliert den drei „Rupertiwinkler Urgesteinen“ und wünscht ihnen noch lange Gesundheit und Schaffenskraft.

Boarisch gredd, aufgschpuit und gsunga

von Heinz Schelle

Mundartsprecher haben Tradition. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hat der Bayerische Rundfunk Sprecher aus verschiedenen Dialektgebieten Bayerns auftreten lassen und sogar Preise verliehen. Leider sind solche Veranstaltungen dann später fast in Vergessenheit geraten. Tracht, Volkslied und Volksmusik traten in den Vordergrund. Dabei gehört unsere Sprache mit ihren vielen Dialekten doch genauso zur bayerischen Kultur. Oder wie Goethe sagt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“ Damit wir und vor allem auch unsere Nachfahren wieder unsere Sprache und Dialekte schätzen lernen, hat der Förderverein Bayerische Sprache und Dialekte Landschaftsverband Werdenfels unter seiner rührigen Vorsitzenden Anneliese Grassegger die Tradition wieder aufgegriffen. Andreas Baumann (Garmisch), Karl Eitzenberger (Partenkirchen), Manfred Wörnle (Mittenwald), der auch witzig und sehr gut vorbereitet durch das Programm führte, und Karl Eitzenberger (Oberammergau) erzählten am Samstag, den 19. Juni in Garmisch-Partenkirchen in launiger Weise im Dialekt ihrer Heimatorte von einer uralten landwirtschaftlichen Tätigkeit in unserer Gegend, dem Wiesmahd von den Werkzeugen und Transportgeräten, die man dafür brauchte, von den verschiedenen Grassorten, die es zu mähen galt und von der wenig üppigen Kost, die der Lohn der schweren Arbeit war. Auch wenn der Unterschied zwischen den Dialekten des Werdenfeler Landes und den „Ammergorern“ besonders auffällig war, so konnte der aufmerksame – und kundige einheimische Zuhörer muß man hinzufügen- doch auch bei den Werdenfeler Sprechern feine Unterschiede heraushören. Es war köstlich, die vielen alten Ausdrücke wieder zu hören, die man zum Teil noch nicht einmal im Bayerischen Wörterbuch von Schmeller findet: Von der Schloapf war die Rede und vom Kumpf, vom Praxen, vom Riescht und vom Woadsock. Man staunte wie sorgsam unsere Vorfahren mit ihrem Hab und Gut umgingen, wenn die Frauen Spenzer und Rock auszogen und sich die Arbeitsschürze umbanden, um zu verhindern, daß die Sonne das Gwand ausbleichte und wie sie die groben Schuhe durch Schafwollsocken ersetzten, um das kostbare Heu zu schonen. Da das Motto der Veranstaltung „Boarisch gredd, aufgschpuit und gsunga“ lautete, kam natürlich auch die Musik zu ihrem Recht. Der Partenkirchner Zwoagsang (Mariele und Biwi

Rehm) die Wetterstoa-Musikanten und der Soienbergler Viergsang aus Krün sangen und spielten im dicht besetzten Rassaal auf, daß es ein Vergnügen war. Vroni Bartl las, natürlich auch in Mundart, ein Gedicht über einen geplagten Ehemann. Anneliese Grasegger erzählte von einem Partenkirchner Original, der Rehm Anni und äußerte einen dringenden Wunsch "Horch ma doch wieda bessa nei in insa Sproch, dann gschpiern ma wieder wie schia und wertvoll sie is." Der Erlös des rundum gelungenen Abends wird für die Renovierung der Partenkirchner Pfarrkirche verwendet, wofür sich Pfarrer Hofherr am Schluß auch herzlich bedankte.

HolzkirchnerSZ – 19. Juli 2004

Wenn Finnen über den „Noagaluzzla“ grübeln

Die Auflösung des Rätsels zeigt: Sattelfest in der bairischen Sprache scheinen nur wenige Spezialisten zu sein

Weyarn - Kenner der bairischen Sprache wissen durchaus, was das Wort „Seicha“ bedeutet. Was aber ist mit denen, die weniger vertraut sind mit dem bairischen Idiom? Der „Förderverein Bairische Sprache und Dialekte“ hat mit Hilfe eines Sprachrätsels getestet, wie sattelfest die befragten Personen in Sachen bairischer Ausdrücke sind.

Zu diesem Zweck hatten die Organisatoren beim Tegernseer Markt im Mai zwei DIN-A-4-Zettel mit den entsprechenden Fragen verteilt. Da hieß es dann: „Was bedeutet der bairische Ausdruck ‚Seicha‘?“ Zwischen den drei folgenden Antwort-Möglichkeiten sollte die richtige angekreuzt werden: a) ist eine männliche Person beim Blase entleeren (im Stile von Prinz Ernst August), b) Sieb oder c) geländegängiges Fahrzeug. Die richtige Antwort war in diesem Fall „Sieb“.

Nach Auswertung der Tests wurden die Teilnehmer am Freitag in die Gotzinger Trommel eingeladen, denn die Besten wurden mit Preisen belohnt, die der Förderverein in Kooperation mit den

Geschäften des Landkreises gespendet hatte. Volksmusikalische Töne mit dem Duo „Geschwister Hagn“ und eine Lesung mit heiter-nachdenklichen bairischen Gedichten und Geschichten von Hans Eichenseher aus Hausham und Walter Graf aus Miesbach rundeten den Abend ab. „Bei unserem Sprachrätsel hat sogar eine Finnin mitgemacht“, sagt Günter Braun vom Förderverein Bairische Sprache im Miesbacher Oberland. Es gäbe durchaus Studenten aus Moskau oder der Mongolei, die ihre wissenschaftlichen Arbeiten über die bairische Sprache und Kultur schreiben würden und „so überrascht es uns nicht, daß eine Skandinavierin teilgenommen hat“.

Ein zweiter Blick auf den Test zeigt, daß ein „Noagaluzzla“ jemand ist, der keinen guten Ruf genießt, denn er ist derjenige, der Bierreste trinkt.

Es gab eine Frage, die keiner richtig beantwortete. Die Tester wollten wissen, wer Graf Rumford gewesen ist. Alle drei Möglichkeiten mußten angekreuzt werden, Rumford war sowohl derjenige, der den Englischen

Garten in München errichten ließ, als auch der Amerikaner Sir Benjamin Thompson, zudem erfand er die „Rumfordsuppe“.

Straubinger Tagblatt/Landshuter Zeitung – 27. Juli 2004

Bayern und Fremdsprachen: Wer ko, der ko! **Interview mit Sepp Obermeier, Konzell, vom** **Förderverein Bairische Sprache und Dialekte**



Der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte (FBSD) bietet unter dem Motto „lasst’s enk nig gfoin, spreitzts enk“ ein Zeugnistelefon an. Der

Verein hat sich in den vergangenen Jahren mehrfach ohne Aufsehen und erfolgreich für Kinder eingesetzt, denen im Schulzeugnis das Sprechen der bairischen Mundart als Mangel ausgelegt worden ist. Ansprechpartner ist der FBSD-Vorsitzende in Bayern, Hans Triebel. Ist Ostbayern habe es in dieser Hinsicht noch keine besonderen Vorkommnisse gegeben, so Sepp Obermeier (Bild) aus Konzell (Kreis Straubing-Bogen), FBSD-Vorsitzender für den Bereich Niederbayern/Oberpfalz.

Ein Zeugnistelefon – ist das wirklich nötig?

In Oberbayern offenbar schon, das haben verschiedene Vorfälle in der Vergangenheit gezeigt. Ist ostbayerischen Raum, einem so genannten dialektalen Beharrungsgebiet, scheint die Welt in dieser Hinsicht noch einigermaßen in Ordnung. Erfreulich ist, daß

zu Beginn des jetzt auslaufenden Schuljahres die Kultusministerin in einem Rundschreiben an die Schulleiter erstmals auf den kulturellen Wert der bairischen Mundarten hingewiesen und für eine weitreichende Toleranz gegenüber dialektalsprechenden Schülern plädiert hat.

Selbst wenn Dialektsprecher schriftlich formulieren können, sollten sie nicht auch lernen, sich mündlich so auszudrücken, daß sie überall in Deutschland verstanden werden?

Selbstverständlich sind wir vom FBSD dafür und fordern ausdrücklich, daß jeder bairisch sprechende Schüler sich in einem druckreifen Standarddeutsch artikulieren kann – jedoch nicht auf Kosten der bairischen Mundarten. Wir treten für die Zweisprachigkeit ein, wobei wir aber nicht die uns eigene süddeutsche Sprachmelodie mit schrillen nördlichen Regionalismen ersetzen sollten. Das wäre Selbstverleugnung und unnötige Preisgabe der sprachlichen Identität. Je mehr Sprachen jemand beherrscht, um so besser – das ist das „polyglotte Credo“ unseres Fördervereins.

Beispiel Europäische Union, die gerade wieder eine Reihe neuer Mitglieder bekommen hat: Erschwert die

Pflege der Mundarten die Annäherung deren Kulturen?

Nein! Ganz im Gegenteil! Mittlerweile hat man auf europäischer Ebene erkannt, daß in einem Europa der Regionen politisch das Subsidiaritätsprinzip zu gelten hat. Die logische Schlußfolgerung ist daher ein Europa der regionalen Sprachen. Über unseren FBSD-Internetauftritt www.bairische-sprache.de erhalten wir seit Jahren Anfragen von Studenten aus vielen europäischen Ländern, sogar aus Australien und der Mongolei, die über das Thema „Bairische Sprache“ wissenschaftliche Arbeiten anfertigen. Wenn das keine Annäherung der Kulturen ist!

Unser „Weltnetz-Betreuer“ (Webmoasta) ist übrigens ein junger, mit einer Straubinger Wissenschaftlerin verheirateter, amerikanischer Raumfahrtingenieur, der ein akzentfreies Deutsch und Bairisch spricht, dem Anglizismen ein Gräuel sind und der seine Schwiegermutter verbessert, wenn sie die Treppe „hoch“ läuft („Kannst Du auch tief laufen?“).

Mundarten sind ein Zeichen von Individualität und ein stabilisierender Faktor für alle Kulturen. In Irland, das 300

Jahre unterdrückt war, spielt seit 1921 das Gälische als Identifikationsfaktor eine große Rolle. Überall wo die Sprache unterdrückt wurde, gingen auch die Kultursysteme verloren!

Bairischer Dialekt und Fremdsprachen, paßt das zusammen?

Gerade das Bairische mit seinen vielen antiken Wurzeln zum Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ist enorm völkerverbindend. Antike Wurzeln zu „Beziehungskiste“, „Küßchen“ und „Brötchen“ wird man vergeblich suchen. Ein Gymnasiast wird fasziniert sein, wenn er lernt, daß das Gspusi (lat. sponsata = die Braut; ital. la sposa), das Busserl (lat. basiolum) und die Semmel (lat. simila) aus dem Lateinischen abgeleitet sind.

Und wenn er beim Französisch-Diktat unbekannte Wörter gefühlsmäßig öfter richtig schreib als seine nur standarddeutsch parlierenden Klassenkameraden, dann liegt das daran, daß er durch das Bairische über achtmal soviel Zwielaute und über die schwierigsten Nasalierungen auf der sprachlichen Klaviatur verfügen kann: Wer ko, der ko!

DPA Bayern – 29. Juli 2004

Bayerische Schüler dürfen nicht wegen Dialekt diskriminiert werden

Gotzing (dpa/lby) - Bayerische Schüler sollen nach Ansicht des Fördervereins Bairische Sprache im Unterricht neben Hochdeutsch auch Dialekt reden dürfen. Wer im Unterricht Dialekt spreche, dürfe deshalb keine negative Beurteilung im Zeugnis bekommen, sagte der Fördervereins-Vorsitzende Hans Triebel am Donnerstag in Gotzing. Schließlich habe die Pisa-Studie gezeigt, daß bayerische

Kinder im Deutschunterricht fitter seien als Kinder aus anderen Ländern. Niemand dürfe wegen seines Dialekts diskriminiert werden, so Triebel.

Dieser Leserbrief von Sepp Obermeier ist am 18.08.2004 unter dem Titel
„Festsprache: Bairisch“ im Münchner Merkur erschienen

Sehr geehrter Herr Ogiermann,

ich beziehe mich in meinem Leserbrief auf die Merkur-Ausgabe vom Montag, den 16. August, Seite 9 (BAYERN) „Straubing sauer: ‚Trittin verletzt bayerische Ehre“

Nach der schallenden Ohrfeige, die Bundesumweltminister Jürgen Trittin Straubing und dem Gäubodenvolksfest mit der kurzfristigen Absage als Festredner erteilte, bekamen die Niederbayern zum Auftakt von Bayerns zweitgrößtem Volksfest als Entschädigung ein identitätsstiftendes sprachliches Schmankerl serviert. Der Landrat von Straubing-Bogen, Alfred Reisinger, stellte, beinahe revolutionär, die verletzte bayerische Ehre wieder her, mit einer zündenden Festansprache in einem überwiegend authentischen Mittelbairisch.

„Es gibt koan Schodn, der ned aa a Nutz is!“ (kein Schaden ohne gleichzeitigen Nutzen), bekräftigte der frühere Landtagsabgeordnete und machte die bairische Sprache vor über tausend geladenen Ehrengästen salonfähig, daß es eine wahre Freude war.

Es ist fast nicht zu glauben, daß die Renaissance der bairischen Sprache seit 1970 in der Literaturgattung „Bavarica“ und in der Liedermacherszene „Alpenrock“ die Schwindsucht des Bairischen nicht aufhalten konnte.

Jetzt scheint das Heilmittel zum Nulltarif für die selbstverständliche Akzeptanz der Landessprache in allen Lebenslagen gefunden: „Ganz einfach bairisch reden bei offiziellen Anlässen durch hochgestellte Persönlichkeiten“! Der Festredner 2005 (aus der Bayerischen Staatsregierung?) wird auf dem Gäubodenvolksfest den eingeschlagenen Weg muttersprachlich-identitätsstiftend schon weitergehen müssen. Auch in Oberbayern wäre eine Nachahmung nicht verkehrt - vielleicht bereits beim anstehenden Oktoberfest? Allein mit dem obligatorischen „Ozapft is“ sollte man sich nicht mehr zufrieden geben!

Mit den besten Grüßen

**Die feierliche Stiftermesse zum Gedenken an den Bayernherzog
Tassilo III.**

**wird am 11. Dezember 2004 um 10.00 Uhr
im Stift Kremsmünster zelebriert**

Tassilo III., der letzte Agilolfingerherzog, geb. 741, wurde 788 von König Karl widerrechtlich und anmaßend abgesetzt und die ganze Familie, aber jeder wo anders, zu lebenslanger Klosterhaft verurteilt.

Die Agilolfinger, eine Familie höchsten Ranges und vermutlich ostgotischer Herkunft, regierten mindestens neun Generationen lang ihr bairisches Herzogtum. Diese bedeutende Dynastie war verwandt und verschwägert mit vielen Herrschershäusern im mitteleuropäischen Raum und wie die Merowinger Uradel. Zuerst wurden die Merowinger in Frankreich "beseitigt", und als man dort freie Hand hatte, ging man den Agilolfingern an den Kragen. Die Ahnen Karls, Emporkömmlinge aus niederem Dienstadel, konnten sie für ihre finsternen Pläne, die Macht an sich zu reißen, nicht brauchen. Sie wurden ermordet oder verschwanden für immer hinter Klostermauern. Einer der ersten war 639 Chrodoald, ein Agilolfingerfürst vom rechten oberen Rhein. Die nächsten, die schwäbischen Zweige des Geschlechts, wurden beim Blutbad von Cannstadt 746 beseitigt. Der Langobardenkönig Desiderius, ein Halb agilolfinger und Tassilos Schwiegervater, sowie die Agilolfinger des langobardischen Hochadels wurden 774 ebenfalls ausgeschaltet.

Tassilo III., einer der Letzten dieses alten und stolzen Geschlechts, wurde 788 abgesetzt und zum Mönch geschoren. Er starb an einem 11. Dezember nach 794; vermutlich ist er ermordet worden. Von seinen Kindern hat man nie mehr etwas gehört.

Unter den verschiedenen Hausfesten, die das Stift im Ablauf des Jahres feiert, ist der Stiftertag wohl das originellste und stimmungsvollste. Am 11. Dezember eines leider nicht bekannten Jahres ist der Gründer („Stifter“) des Klosters, der Bayernherzog Tassilo III. verstorben. Seiner und aller übrigen verstorbenen Wohltäter gedenkt das Stift am Stiftertag alljährlich mit einer feierlichen Vesper am Vorabend und einem Pontificalrequiem am Tag selbst. Daß dieses Totengedenken im Laufe der Jahrhunderte festliche, ja fast fröhliche Züge angenommen hat, ist aus dem zeitlichen Abstand, der uns vom Tod des Klostergründers trennt, nicht weniger aber auch aus der frohen Zuversicht, die der christliche Glaube an Weiterleben und Auferstehung schenkt, erklärlich. So bildet der Stiftertag in der Tat ein „Freudenfest am Trauerdenkmal“, wie Adalbert Stifter ihn in seinem Gedicht von 1824 bezeichnet hat.

Als kostbares Vermächtnis des Gründers und seiner Familie hütet das Stift Kremsmünster bis heute den Tassilokelch, die beiden Tassiloleuchter und den karolingischen „Codex millenarius“. Beim heurigen Requiem finden die ehrwürdigen

Zimelien liturgische Verwendung und bringen auf eindrucksvolle Weise Alter und Traditionsbewußtsein des Klosters zum Ausdruck.

Aus all dem scheint auch gerechtfertigt zu sein, daß der Gottesdienst an diesem Tag ganz in lateinischer Sprache gefeiert wird.

*Wer Interesse hat, soll sich bitte zwengs Fahrgemeinschaften rechtzeitig melden!
Die Fahrzeit nach Kremsmünster beträgt ca. 1 Stunde ab der
Salzburger Grenze (knapp 100 km).*

Brief von den Schülern und Schülerinnen der Volksschule Garmisch-Partenkirchen

Sehr geehrte Frau Hohlmeier,

wir, die Schüler und Schülerinnen der Volksschule, Am Gröben in Garmisch-Partenkirchen, fühlen uns gegenüber unseren ausländischen Mitschülern ungerecht behandelt.

Der Grund unserer Verärgerung liegt darin, daß an unserer Schule seit langem ein eigener Förderkurs für ausländische Schüler zur Verbesserung ihrer Muttersprache angeboten wird. Es wurde aber bisher versäumt für interessierte Schülerinnen und Schüler mit bayerischer Mundart „das ist unsere Muttersprache“ einen ähnlichen Unterricht zur Verfügung zu stellen.

Die bayerische Sprache empfinden wir alle als ein sehr wichtiges Kulturgut unserer Heimat und ist es darum wert gepflegt zu werden. Dazu gehört vor allem sie auch weiter zu geben und zu lehren an die verschiedenen Generationen.

Wir bitten Sie sehr um Ihre Unterstützung, damit auch wir einheimische Schüler zukünftig Förderkurse zur Sprache Bayerisch wählen dürfen.

Vielen Dank schon im voraus.

Mit freundlichen Grüßen

Owacht! Es gibt noch Nikoläuse!

Wenn Sie keinen Weihnachtsmann kaufen wollen: In Österreich gibts jede Menge echte Nikoläuse, den heiligen Bischof Nikolaus mit Mütze und Bischofsstab – genau aso wie sis ghead. Sollen doch die anderen ihre „Weihnachtsmänner selber essen!

Brief vom 04.05.2003 v. Josef Bader an das Bayerische Staatsministerium

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich bin Klassenleiter der 5 b, VS Garmisch, Am Gröben, und habe in dieser Eigenschaft die Anträge auf Inanspruchnahme von muttersprachlichem Ergänzungunterricht an meine ausländischen Schüler ausgeteilt.

Nun habe ich in meiner Klasse auch mehrere echte einheimische und noch die schöne Werdenfelser Mundart sprechende Schüler. Einer von ihnen meldete sich dabei zu Wort und meinte: „Warum kriagn mir eigentlich koan Ergänzungsunterricht?“

Da, „Standpunkt vertreten“, „Meinung äußern“, „Brief verfassen“, bzw. jahrgangsübergreifend „Für sich und andere schreiben“ Lernziele der Hauptschule sind, habe ich die Gelegenheit aufgegriffen und die Schüler aufgefordert, ihr Anliegen doch in einem Schreiben an die Kulturministerin Hohlmeier zum Ausdruck zu bringen. Der daraus resultierende Schülerbrief wurde mit Sicherheit zu Hause „frisirt“, doch er stellt die von den Schülern vertretene Meinung treffend dar. Um ihm mehr Gewicht zu verleihen, haben sie zudem noch eine Unterschriftenaktion gestartet.

Ich halte das Anliegen meiner Schüler für berechtigt und den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht für ausländische Schüler aus zwei Gründen für bedenklich:

Erstens kostet er Geld, das woanders fehlt und zweitens läuft er in eine der angestrebten Integration kontraproduktive Richtung. Diese Meinung wurde übrigens im Laufe der Jahre von mehreren ausländischen Eltern – weil er das Erlernen der deutschen Sprache behindert – mir gegenüber geäußert, auch in meiner jetzigen Klasse von der Mutter eines türkischen Schülers.

Um es bildlich auszudrücken: Wenn das Fahrziel „Integration in die deutsche Gesellschaft“ erreicht werden soll, dann ist die beste Straße auf dieses Ziel hin das Erlernen und der Gebrauch der deutschen Sprache.

Ist es vernünftig, wenn der Kutscher einen (wenn auch noch so schön aussehenden) Gaul einspannt, der in die entgegengesetzte Richtung zieht!

Um auf das eigentlich Schüleranliegen zurückzukommen: Angesichts der mit so hohem Aufwand betriebenen Bemühung um den Erhalt der ausländischen Sprachen sollte auf der anderen Seite der schleichende Verlust der eigenen, - wie im Schülerbrief richtig zum Ausdruck gebracht – der Muttersprache, nicht so selbstlos hingenommen werden.

Das Anliegen, einen solchen Ergänzungsunterricht einzuführen, ist natürlich angesichts der Mundart-Kenntnisse der meisten Lehrer utopisch, aber wie ich meine nachdenkenswert.

Es wäre schön, wenn Sie diesen Brief wirklich an die werte Frau Kultusministerin weiterleiten können und wenn meine Schüler auf ihr ernst gemeintes Anliegen eine Antwort bekämen!

Mit freundlichen Grüßen aus dem schönen Werdenfelser Land,
auch im Namen meiner Schüler

SPIEGEL ONLINE - 13. März 2003

Zitat des Tages: Say it in broken English

Mindestens die Drittklässler, am besten schon Erstklässler müssen Englisch lernen, lautet eine beliebte Forderung in der Debatte über Schulreformen. Müssen sie wirklich? Zwei Augsburgsburger Professoren für Fremdsprachendidaktik sehen das ganz anders und warnen vor "sprachlichem Imperialismus".

"Ein effizienter verpflichtender Englischunterricht für alle Heranwachsenden ist eine Selbstverständlichkeit. Er dauert zu Recht auf dem Gymnasium, den Realschulen und den Hauptschulen mindestens fünf Jahre. Macht es da Sinn, daß Englisch auch bereits von allen Grundschulern gelernt wird?

Wir sind gemeinsam nicht dieser Ansicht. Wenn Englisch an der Grundschule angeboten wird, haben andere Sprachen keine Chancen mehr. Wer Englisch in der Grundschule ab der 3. Klasse lernt, erlebt einen um zwei Jahre verlängerten Englischlehrgang, ohne ein im Endergebnis erkennbar besseres Resultat - und wird zugleich für den Unterricht anderer Fremdsprachen demotiviert. Man kann sich mit Englisch ja auch in Frankreich, Italien und den meisten anderen Ländern dieser Erde durchschlagen. Wenn uns wirklich die sprachliche und kulturelle Vielfalt Europas und der Welt am Herzen liegt, dürfen wir in den Grundschulen alle Sprachen unterrichten, nur nicht Englisch.

Wenn Englisch schon an den Grundschulen aus Mangel an realistischen Alternativen praktisch aufgezwungen wird, kann das früher oder später in irrationale Aggressionen gegen die Welt des Anglophonen umschlagen. Die weltweite Vorrangstellung des Englischen hat dazu geführt, daß die Anglophonen kaum Fremdsprachen lernen. Ihr sprachlicher Vorsprung kann in einer Kosten-Nutzen-Rechnung leicht als wirtschaftlicher Vorteil quantifiziert werden. Sprachlicher Imperialismus ist noch nie auf Dauer widerspruchlos hingenommen worden."

Die Augsburger Fremdsprachendidaktiker Fritz Abel (Französisch) und Konrad Schröder (Englisch) zum Thema Fremdsprachenunterricht in der Grundschule

"Mundartfenster" in Bayern 1 Volksmusik
von 19.05 bis 19.55 Uhr an jedem dritten Mittwoch
(8.9., 29.9., 20.10., 10.11., 1.12. und 22.12.04)

Die Bayern 1 Volksmusik kommt täglich um diese Zeit (außer Samstags)

„Österreichisch“ als eigene Sprache?
Konstruktive Kritik von Heinz Dieter POHL

In einem Aufruf der „**Schule für Dichtung**“ (s. <http://www.sfd.at/sprache/index.htm>) ist von der „Entwicklung einer österreichischen Schriftsprache (als eigenständige EU-Sprache)“ die Rede, und das geht weit über das hinaus, was man als Unterstützung oder Pflege des typisch österreichischen Deutsch bezeichnen kann. Dass ein gewisser Handlungsbedarf besteht, sehe auch ich: jeden Tag, wenn

ich die Zeitung aufschlage, fällt mein Blick auf unösterreichische Ausdrucksweisen, von Rundfunk und Fernsehen ganz zu schweigen. In Bayern ist es ähnlich. Ob aber die Reklamation des österreichischen Deutsch in die Verfassung hier etwas bringt, wage ich in Anbetracht des Sprachverhaltens der Österreicher zu bezweifeln; die Sprachvereine selbst sind mit ganz anderen Dingen beschäftigt (Rechtschreibung, Anglizismen, Fremdwörter u.dgl.), dort ist auch das Interesse für **österreichisches** Deutsch eher gering (außer beim **Förderverein für Bairische Sprache und Dialekte** in Österreich).

Bei aller Wertschätzung des österreichischen Deutsch und trotz des Ärgers über die Zunahme „nord-/binnendeutschen“ Sprachgutes in Österreich kann ich der „Schule für Dichtung“ nicht folgen, „Österreichisch“ als eigene Sprache zu postulieren. Zu diesem Vorschlag erübrigt sich eigentlich jeder Kommentar, da die sprachliche Abgrenzung zwischen Deutschland und Österreich nicht so einfach ist, wie man es sich vorstellt; die 23 „Austriazismen“, die im EU-Vertrag stehen, halten einer sprachwissenschaftlichen Überprüfung nicht stand, denn von ihnen sind nur 8 österreichisch (im engeren Sinn – davon 3 nicht gesamt-österreichisch), 2 sind auch bayerisch, 6 auch süddeutsch, 5 gelten nur in Wien oder im östlichen Österreich und 2 passen nicht in die Liste. Anders gerechnet: 11 sind süddeutsch oder gesamtbairisch, 6-7 gelten nicht in ganz Österreich, 2 sind überhaupt keine. Das nur nebenbei! Das „österreichische Deutsch“ hat im Gegensatz zum „deutschländischen Deutsch“ unbestritten seine (liebens- und schützenswerten) Eigenheiten, ist aber selbst nicht einheitlich; Wien ist wohl der wichtigste Teil davon, aber eben nur ein Teil.

Wie das österreichische Deutsch wird auch das bairische Deutsch von Norden her bedrängt. Auch in Bayern wäre es schwer möglich, eine einheitliche „bairische Schriftsprache“ zu schaffen. Welche Mundart sollte die Grundlage liefern? Ich persönlich halte einen schriftsprachlichen Sonderweg für verfehlt, denn er würde

1. **ein** sprachliches Zentrum bevorzugen,
2. die andern Zentren schwächen und
3. die mundartliche Vielfalt durch eine Art „Kunstdialekt“¹ beseitigen.

Außerdem ist zu vermuten, daß sich eine solche neue Schriftsprache weder in ganz Österreich noch in ganz Bayern durchsetzen ließe. Der Verwendung der hochsprachlichen bairisch-österreichischen Besonderheiten sind ohnehin keine Grenzen gesetzt und die dialektalen Eigentümlichkeiten sind in einer bewußten Mundartpflege besser aufgehoben. **Das Problem ist nicht die fehlende „österreichische oder „bairische“ Standardsprache, sondern die Bevorzugung nord- und binnendeutschen Sprachgutes anstelle der bewährten und schon lange einge-**

¹ Jede genormte Sprachform ist etwas Künstliches, Verordnetes, das zwar aktuelle Sprachformen verwendet, aber nur z.T. der tatsächlich gesprochenen natürlichen Sprache entspricht – also eine Art Kompromiß.

bürgerten süddeutschen Ausdrucksweisen durch die bayerischen und österreichischen Sprachbenutzer!

Ein abschreckendes Beispiel für sprachlichen Separatismus ist der Zerfall der gemeinsamen **serbokroatischen** Schriftsprache zu „*Kroatisch*“, „*Bosnisch*“ und „*Serbisch*“ („*Montenegrinisch*“ fehlt bisher, vielleicht kommt es aber noch...). Es hat auch andere Fälle des sprachlichen Separatismus gegeben, sie haben alle ihre (politische) Vorgeschichte, wie **Moldawisch** neben *Rumänisch* (bis 1918 und 1944/45 bis 1992), **Makedonisch** (seit 1944/45) neben *Bulgarisch*, **Letzeburgisch** (seit 19. Jhd., offiziell erst in den letzten Jahrzehnten) neben *Deutsch*, weiters **Galicisch** neben *Portugiesisch*, **Korsisch** neben *Italienisch*, **D r** und **Tadschikisch** neben *Persisch (F rs)*, mehrere **rätromanische (ladinische)** Varietäten usw. Es waren immer politische Gründe, nie sprachlich wirklich zwingende, was hier näher auszuführen nicht möglich ist. Diese politische Notwendigkeit sah man nicht einmal nach 1945, als man in einer Art vorauseilenden Gehorsam gegenüber den alliierten Besatzungsmächten zwar das Schulfach „Deutsch“ in (bis 1954/56) „Unterrichtssprache“ umbenannte, doch bereits in der 1. Auflage des „Österreichischen Wörterbuches“ (1951) hieß es, es sei ein „*Wörterbuch der guten, richtigen, deutschen Gemeinsprache*“ – und dabei sollte es bleiben!

Die einzelnen Punkte des Aufrufes:

1. dafür zu sorgen, daß die Liste der 23 offiziell von der EU anerkannten „österreichischen“ Wörter erweitert und die Sprache der Bewohner und Bewohnerinnen dieses Landes nicht als eine bloße Vokabelsammlung verstanden wird.²
2. keine weiteren finanziellen Mittel für die „deutsche Rechtschreibreform“ zur Verfügung zu stellen – keine Gelder für eine Rücknahme, auch keine für eine Volksabstimmung über „alt“ oder „neu“! –, sich auch in Zukunft an keiner „deutschen Rechtschreibreform“ mehr zu beteiligen und die eingesparten Mittel für die Förderung eines österreichischen und europäischen Sprachbewußtseins³ zu verwenden.
3. alles daran zu setzen, das 1950 von Felix Hurdes und Ernst Fischer initiierte, mittlerweile in 39 Auflagen erschienene „Österreichische Wörterbuch“ den zuständigen EU-Kanzleien in einer Weise bekannt zu machen, dass in Zukunft Skurrilitäten wie der so genannte „Marmeladenstreit“ ein für alle Mal vermieden werden (Bei dem Versuch, für alle Länder der EU die Bezeichnung für „Marmelade“ zu regeln, wurde Österreich zunächst „Konfitüre“ vorgeschrieben, was erst nach tagelangen Schlagzeilenge-

² diese 23 „Austriazismen“, wie sie im EU-Vertrag stehen, halten einer sprachwissenschaftlichen Überprüfung nicht stand (s.o.).

³ Hier erhebt sich die Frage, ob ein **österreichisches** oder **europäisches** Sprachbewußtsein angepeilt wird. Eine sprachliche Abschottung von Deutschland würde das Bairische halbieren und das Österreichische ausgrenzen.

fechten und Interventionen auf höchster politischer Ebene geändert werden konnte).⁴

4. Untersuchungen durchführen zu lassen und Meinungsbildungsprozesse zu fördern, die der Frage nachgehen, ob die Bewohner und Bewohnerinnen dieses Landes ihre sprachlichen Eigenarten nicht nur sprechen, sondern auch schreiben wollen.⁵
5. bei einem positiven Ergebnis dieser Untersuchungen ein – aus Schriftstellern und Schriftstellerinnen, Sprachwissenschaftlern und Sprachwissenschaftlerinnen sowie Vertretern und Vertreterinnen anderer sprachinteressierter Gruppen zusammengesetztes – Gremium mit der Entwicklung einer österreichischen Schriftsprache zu beauftragen; bei dieser Arbeit sollte darauf geachtet werden, aus den Fehlern der deutschen Rechtschreibreform zu lernen, den europäischen Kontext und die eigene multilinguale Vergangenheit in Betracht zu ziehen sowie insbesondere von Anfang an auf eine demokratische Vorgangsweise Wert zu legen.⁶

⁴ ***Diese Feststellung ist unrichtig, denn:*** Bei der Diskussion um die „Marmelade“ wurden Äpfel mit Birnen verwechselt. Im aktuellen Sprachgebrauch sind *Marmelade* und *Konfitüre* gleichbedeutend, wobei im süddeutschen Bereich, insbesondere in Bayern und Österreich nur *Marmelade* gebraucht wird (in den bairisch-österreichischen Mundarten ist sogar Neutrum *das Marmelad* verbreitet). Anders verhält es sich in der Fachsprache, da sind beide Produkte etwas Verschiedenes; die *Marmelade* ist „zuckerhaltiges Fruchtmus (ohne Fruchtstücke)“, die *Konfitüre* hingegen eine „Marmelade aus nur einer Obstart mit noch erkennbaren Obststücken“ bzw. „Marmelade ohne Zitrusfrüchte“. Etymologisch gesehen kommt *Konfitüre* aus dem Französischen und heißt ursprünglich „Eingemachtes“, *Marmelade* aus dem Portugiesischen, wo sie eigentlich „Quittenmus“ bedeutet und letztlich auf eine griechische Quelle zurückgeht. Ein gutes Beispiel für die (in der Tat zahlreichen) Besonderheiten des österreichischen Deutsch ist das Wort jedenfalls nicht. Trotzdem fehlt mir jedes Verständnis für die EU-Richtlinie, nur mehr die Bezeichnung *Konfitüre* verwenden zu dürfen. Dies ist eine Mißachtung des regionalen Sprachgebrauchs, den sich Österreich nicht gefallen lassen sollte! (Leserbrief bzw. Gastkommentar im Oktober 2003 in mehreren Zeitungen, etwas ausführlicher in Rundbrief Nr. 49, S. 9).

⁵ Dies ist schon jetzt im Rahmen der gemeinsamen deutschen Standardsprache sowohl laut DUDEN als auch lt. „Österreichischem Wörterbuch“ möglich.

⁶ Die Schaffung einer „österreichischen Schriftsprache“ wäre eine Kreation wie das „Letzeburgische“: dieses führt ein ausgesprochenes Schattendasein, etwa in der Lokalpresse, in Kochrezepten, Familienanzeigen u. dgl., sowie in der Mundartdichtung, während sonst alles in Französisch oder Standarddeutsch abgefaßt ist. „Letzeburgisch“ ist geschriebener moselfränkischer Dialekt, „Österreichisch“ wäre geschriebenes (Ostmittel-) Bairisch, in den westlichen

6. nach Vorliegen eines positiven Arbeitsergebnisses dieses Gremiums dafür zu sorgen, daß die in der Verfassung verankerte Formulierung „Die Staatssprache ist Deutsch“ ersetzt wird durch a) „Die Staatssprache ist Österreichisch in einem europäischen Kontext“ oder b) „Die Staatssprache ist Österreichisches Deutsch“ oder c) „Die Staatssprachen sind Deutsch und Österreichisch ...“⁷ sowie
7. schließlich alles dafür zu tun, die Sprache der Bewohner und Bewohnerinnen dieses Landes als eigenständige EU-Sprache durchzusetzen.⁸

Zum Abschluß seien hier **10 gute Gründe gegen „Österreichisch als eigene Sprache“** angeführt:

1. **Der historische Aspekt:** seitdem man von einer mehr oder weniger einheitlichen „hochdeutschen“ Schriftsprache reden kann, wird diese in Österreich (und Bayern) verwendet, seit 1902 auch mit gemeinsamer Rechtschreibung.
2. **Der dialektologische Aspekt:** die Republik Österreich umfaßt kein geschlossenes Dialektareal, sondern nimmt rund die Hälfte des bairischen Großdialektes ein und einen kleinen Teil des Alemannischen (Vorarlberg und Tiroler Lechtal). Die österreichischen Staatsgrenzen sind keine Dialektgrenzen.⁹
3. **Der kulturelle Aspekt:** in der Literatur wird im ganzen deutschen Sprachraum die gleiche Sprache verwendet, allerdings mit regionalen Besonderheiten, die teils mit der Herkunft der Autoren, teils mit den behan-

und südlichen Bundesländern eine kaum durchsetzbare Sprachnorm. Außerdem ist die „multilinguale“ Vergangenheit Österreichs eine Fiktion, denn in der österreichischen Reichshälfte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie dominierte eindeutig das Deutsche; bilingual waren die meisten Nicht-Deutschen, multilingual waren nur Mischgebiete. Auch das Einwirken der zahlreichen Sprachen der Monarchie auf das österreichische Deutsch wird maßlos überschätzt.

- 7 dazu mein Vorschlag: „Die Staatssprache ist Deutsch, wie es im Österreichischen Wörterbuch festgehalten ist“, eine analoge Regelung könnte ich mir auch in Bayern vorstellen, so gibt ZEHETNERS „Bairisches Deutsch“ Auskunft, was „bairisches Hochdeutsch“ ist.
- 8 Da müßte man die EU reformieren, denn auch so große Sprachgemeinschaften wie Katalanisch (6-7 Mill.) sind keine EU-Sprachen, auch Irisch und Letzeburgisch nicht sowie alle Minderheitensprachen, die nicht auch Staatssprachen sind!
- 9 Auch im Freistaat Bayern gibt es andere Dialekte (v.a. Schwäbisch und Fränkisch).

delten Themen zusammenhängen. Dies gilt auch innerhalb der deutschsprachigen Länder, insbesondere für die Mundartdichtung.

4. **Der soziolinguistische Aspekt:** man ist sich zwar in Österreich bewußt, anders zu sprechen als in Deutschland und der Schweiz, doch dies wird hauptsächlich in der gesprochenen Sprache des Alltags realisiert. Im öffentlichen Leben und in der geschriebenen Sprache bedient man sich dessen, was man für „hochdeutsch“ hält, wobei die Basis zwar der süddeutsche Sprachgebrauch ist, doch auch binnen- und norddeutsche Ausdrucksweisen verwendet werden, die vielfach als gehobener und „richtiger“ empfunden werden als die so genannten Austriazismen, auch wenn diese durchaus Standard sind. Mitunter fließt auch binnen- und norddeutscher Substandard ein.
5. **Der nationale Aspekt:** Österreich ist eine Nation, die eigenstaatliche Tradition beginnt spätestens mit 1866/1871, hat aber ihre Wurzeln im alten römisch-deutschen Kaiserreich, in dem die österreichischen Länder eigene Herrschaftsgebiete waren. Die mit der Verwaltung dieser Gebiete zusammenhängenden Verkehrsströme mit dem Zentrum Wien haben sprachlich zu einem Übergewicht dieser Stadt geführt, sodaß in Verwaltung und Alltagskultur das österreichische Deutsch stark von Wien beeinflußt wurde, ohne aber die sprachlichen Verhältnisse einzuebnen. Der Umkehrschluß, weil Österreich eine Nation ist, muß es auch eine österreichische Nationalsprache geben, ist nicht zulässig.
6. **Der politische Aspekt:** es ist klar, daß die Österreicher politisch gesehen keine Deutschen sind. Doch ethnographisch und volkskundlich sind scharfe Grenzen zu den österreichischen Nachbarn – wenn überhaupt – nur sehr schwer zu ziehen. Daß Österreich als dauerhaftes eigenes Staatswesen entstanden ist, liegt nicht an den ethnographischen Besonderheiten seiner deutsch sprechenden Bewohner, sondern an der politischen Entwicklung des 19. Jhdts. und der Ereignisse nach 1918 und 1938/45.
7. **Der sprachwissenschaftliche Aspekt:** eine scharfe Grenze zwischen „Sprache“ und „Dialekt“ zu ziehen, ist linguistisch nicht möglich. Es gibt in unserem Fall nur *eine* hochdeutsche Sprache und davon *verschiedene* österreichische Dialekte, mit anderen Worten: das „Hochdeutsche“ erfüllt in Österreich – wie in allen anderen deutsch sprechenden Ländern – die Funktion, die einzelnen Dialekte als Schrift- und Verkehrssprache zu überdachen. Auf Grund der in den Punkten 3, 4 und 5 aufgezeigten Verhältnisse haben sich in Österreich zahlreiche – bezogen auf das gesamte deutsche Sprachsystem marginale – Eigenheiten etablieren können, die als standardsprachlich gelten und eine „österreichische nationale Varietät der deutschen Sprache“ konstituieren (vergleichbar dem britischen und amerikanischen Englisch).
8. **Der europäische Aspekt:** ob „Österreichisch“ eine eigene Sprache ist oder nicht, erscheint – europäisch gesehen – belanglos, *auch* unter dem Gesichtspunkt eines „Europa der Vielfalt“, „der Vaterländer“, „der Völker“ usw. Die Förderung einer eigenen „österreichischen“ Nationalspra-

che ist ein (vielleicht ungewollter) Schritt in Richtung sprachorientierten Nationalismus, hingegen unterstreicht die Pflege der österreichischen sprachlichen und kulturellen Besonderheiten im Rahmen eines europäisch orientierten Unterrichts die gewachsene Vielfalt dieses Kontinents, wobei muttersprachlicher Unterricht allein obsolet geworden ist, die Aneignung von Fremdsprachen jedoch eine bildungsmäßige *conditio sine qua non* darstellt.

9. **Der praktische Aspekt:** wem nützt die Abkoppelung vom gesamtdeutschen¹⁰ Sprachraum wirklich? Sie würde zunächst zu einem endgültigen Ausscheiden aus dem gemeinsamen deutschen Sprachraum führen, weiter ist aber zu befürchten, daß es zu einer Provinzialisierung Österreichs und seiner Marginalisierung in Europa kommen wird. Bildungspolitisch besteht absolut keine Notwendigkeit, eine (neue) österreichische Standardsprache zu kreieren. Die gemeinsame deutsche Hochsprache reicht aus, um österreichische Kultur, Geschichte und Literatur unverfälscht im Schulunterricht zu vermitteln und um die österreichischen sprachlichen Besonderheiten (die „österreichische nationale Varietät“) darzulegen, wie sie bereits seit 1951 im „Österreichischen Wörterbuch“ festgehalten sind.
10. **Der ökonomische Aspekt:** die Kosten der Schaffung einer eigenen österreichischen Schriftsprache würden die Kosten der Rechtschreibreform um ein Vielfaches übertreffen und Mittel und Ressourcen auf Jahre (wenn nicht Jahrzehnte) binden.

Sollten Sie wieder vergeblich etwas von Ihrem Landschaftsverband in diesem Rundbrief suchen, ist das sehr schade. Einige Regionalverbände lassen uns nichts über ihre Aktivitäten (Pressespiegel usw.) zukommen!

Tiroler Tageszeitung – 17.08.2004 und verschiedene Zeitungen in Bayern

**Freunde des Dialekts im hitzigen Disput
„Dann noch lieber Ciao als Tschüs“**

Eine kuriose Diskussion hat der pensionierte Lehrer Valentin Erl (66) aus Niederbayern angezettelt: Warum Bayern nicht „Tschüs“ sagen sollten...

¹⁰ und somit auch gesamt-bairischen!

MÜNCHEN (dpa/TT). Freunde des Dialekts mockieren sich ja auch hierzulande über diverse Sprachimporte. Und was Valentin Erl zum bayerischen Ü sagt, hat auch in manchen österreichischen Gegenden seine Berechtigung. Der echte Bayer, so meint der pensionierte Schulmann, spreche nämlich kein Ü: „Der Bayer spitzt seinen Mund höchstens zum Trinken oder zum Bus-seln, nicht aber um ein Ü zu sprechen.“ Das norddeutsche Tschüs könne man also nicht ins Bayerische übertragen, denn Tschis – wie klingt denn das! Dass Valentin Erl damit eine lebhaft Diskus-sion in Leserbriefen und im Internet auslöste, hätte er wohl nicht erwartet. Neben viel Zustimmung erntete er auch heftigen Widerspruch. Natürlich könnten auch die Bayern ein wunderschönes Ü sagen, meint Hans Triebel vom Förderverein Bairische Sprache und Dialekte: „Kinna deama scho, grod meng deama ned.“ Er freut sich aber über das große Interesse am Dialekt und pocht ebenfalls aufs I: „Im

echten Dialekt heißt es Lingerl statt Lün-gerl und fimf statt fünf“, kontert er Frank Skasa-Weiß aus Ohlstadt, der bayerische Wörter mit Ü anführte. Schützenhilfe bekommt Triebel von Martin Fichtner aus Bad Heilbrunn: „Rüber und nüber, drüm und herüm ist vielleicht ein Import, bei uns sagt man immer noch rumm und numm oder endd und herendd.“ In den Städten wird freilich in Annäherung an das Hochdeutsche eine Art Ü gesprochen. Prüfung, Gülle, Müller – jedoch aus der Kehle, von hinten heraus und „anders als im Bühnendeutsch“ ohne gespitzte Lippen, meint Valentin Erl. Eigentlich sei das eine Mischen aus Ü und I. Breite Zustimmung findet Erl mit seinem Appell, aufs Tschüs zu verzichten. Wenn schon kein Servus oder Pfia Gott, dann lieber noch Ciao, meint auch Dialekthüter Triebel. Zudem habe sich Bayern immer schon eher nach Süden als nach Norden orientiert.

Leserbrief an den Münchner Merkur vom FBSD-Vorsitzenden Hans Triebel:

„Freilich kann ein Bayer ein „ü“ sagen, er kann das schönste „ü“ der Welt sagen, wenn er mag. Ein „ü“ oder auch „ö“ gehört aber eigentlich nicht zur bairischen Mundart. Noch vor einer Generation sind manche Umlaute recht selten über eine bayrische Zunge gegangen. Heute schauts schon anders aus. Zum Beispiel in Liedern, wo „über d’ Alm“ statt „iwa d’ Alm“ gesungen wird. Das ist die langsame Angleichung ans Standarddeutsch, leider.

Bairisch ist eine der vokal-, also der selbstlautreichsten, wenn nicht die vokalreichste Sprache überhaupt; bei Zwielaute dürfte es sich ähnlich verhalten. Niemand kann zum Beispiel das französische „trois“ („drei“) oder das amerikanische „show“ so perfekt aussprechen wie die Baiern. Der von Valentin Erl mit einem Augenblinzler geschriebene Aufsatz sollte auch so verstanden werden. Kinna deama scho, grod meng deama ned.“

Infoabend über bairische Sprache

Mundartdichter Hartl referierte – Bei Interesse wird Förderverein gegründet

Rottenburg – „Leider ist es so, daß die Mehrheit der bayerischen Bevölkerung über das Abhandenkommen der bairischen Sprache schweigt“, erklärte am Freitagabend im Gasthaus Eigenstetter der Mundartdichter Peter Hartl bei einem Informationsabend des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte (FBSD). Hartl meinte, daß der Dialekt keine minderwertige Variante der Hochsprache, sondern ein vollwertiges, differenziertes Sprachsystem sei, das eine regelmäßige Strukturierung aufweise und alle Ansprüche der Sprache erfülle.

Hartl, der seit sechs Jahren in Rottenburg wohnt und ursprünglich aus Regensburg kommt, las etliche seiner Geschichten vor, die sich mit der Sprache und mit vielen anderen Dingen, mitten aus dem Leben gegriffen, befaßten. Gerhard Huber vom Förderverein Bairische Sprache und Dialekte stellte fest: „Bairisch ist eine vollwertige Sprache“. Die Vereinsmitglieder, zur Zeit rund 3.000 auf verschiedene Landschaftsverbände verteilt, seien keine ewig Gestrigen. Der Verband, 1989 gegründet, wehrt sich gegen das „Fernsehdeutsch“ mit nördlichen Importen wie „Tschüss“ und vor allen gegen die nicht nur in der Werbung um sich greifenden Anglizismen wie „Event“, „Highlights“ und „Meetings“.

Auszug aus „Kannst du bairisch?“

Zeitung der 9. Klasse der HS Laufen
mit Klassenlehrer Franz Eder im Schuljahr 2003/2004

Das Bairische sei, sagte Huber, eine uralte Kultursprache – älter als das jetzige Schriftdeutsch. In Kindergärten und Schulen, in den Massenmedien, in Beruf und Freizeit werde die bairische Sprache mit ihren vielschichtigen Dialekten und lokalen Besonderheiten zum Teil aber immer noch als minderwertig eingestuft, bedrängt oder sogar verboten. Oft sei es auch mangelndes Selbstbewußtsein, das die Bayern dazu verleite, nach der Schrift statt ihren Heimatdialekt zu sprechen, und dies sei schade. „Wenn wir uns darauf beschränken, der Mundart nachzutruern, sie aber nicht sprechen, dann sind wir am vermeintlichen Aussterben der Mundart auch mit selbst schuld“, sagte der Redner.

Wer etwas auf gut bairisch sage, der sei auch im Zeitalter der Globalisierung weder hinterwäldlerisch noch rückständig, sondern bewahre seine Identität. Huber: „Unsere Freunde aus Baden-Württemberg und Sachsen sind viel selbstbewußter als wir und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.“ Huber erklärte, daß bei genügend Interesse auch in Rottenburg ein Förderverein gegründet werden könnte. Mitgliedsbeitrittsformulare sind im Büro von Peter Hartl, Kapellenplatz 1 b erhältlich.

Daß der Dialekt keine minderwertige Sprache, sondern in hohen erhaltungswürdiges kulturelles Gut sei, berichtete der 1. Vorsitzende des „Fördervereins Bairische Sprache“ im Rupertiwinkel, Herr Michael Ofensberger.

Er klärte uns über drei Sprachebenen der bairischen Sprache auf: Zum Ersten gebe es den Basisdialekt, der höchstens noch in abgelegenen Dörfern gesprochen werde. Zum Zweiten kennen wir die bairisch gefärbte Umgangssprache, die von den meisten von uns gesprochen wird. Die dritte Ebene sei die bairische Hochsprache, die zum Beispiel vom vorletzten Bundespräsidenten Roman Herzog gesprochen wurde. Sprachbeispiele für die Hochsprache sind „Grüß Gott“ statt „Tschüs“, „Kaminkehrer“ statt „Schornsteinfeger“ oder „Schuhband“ statt „Schuhsenkel“. Ein weiterer Vorzug der Mundart sei die klangvollere Sprache im Vergleich zum Standardschriftdeutsch. „A ruachada Hund“ oder der „Baaz“ seien ausdrucksstärker als der „Geizhals“ oder „Dreck“.

Kritisch zeigte sich Herr Ofensberger gegenüber Anglizismen, also ins Deutsche übernommene englische Ausdrücke und auch gegenüber oberflächlicher Mediensprache, die weltoffen und modern klingen wolle, aber seines Erachtens eine „verhundste Sprache“ sei.

Wir erfuhren auch, daß Sprachen einem ständigen Wandel unterworfen sind.

Goethe sagte: „Sprachen, einschließlich ihrer Mundarten sind das am mühsamsten entstandene und kostbarste Kunstwerk der Menschheit.“

Miesbacher Merkur – 7. Juli 2004

Von einer Rolle in die andere geschlüpft Bettina Mittendorfer begeisterte

Gotzing – „Eines Nachts sah ich mich im Traum hinter den Kulissen einer Bühne“ – Bettina Mittendorfer betrag bei ihrer Matinee polternd die Bühne des Salettl der Gotzinger Trommel, stieg sofort in das entbehrungsreiche und tragische Leben der bayerischen Autorin Lena Christ ein und präsentierte mit einer unglaublichen Bühnenpräsenz ihre Vorstellung, den „Traum der Lena Christ“.

Christ, die in Glonn im Landkreis Ebersberg unehelich geboren wurde, wuchs bei ihren kleinbäuerlichen Großeltern mit viel Liebe in ländlicher Umgebung auf, ohne die Mutter überhaupt zu kennen. Diese holte sie jedoch mit sieben Jahren nach München, damit sie im Gasthof mitarbeite. Mit aller Dramatik und tränenreich lebte Mittendorfer den Schmerz des Kindes

nach, das sich nun von seinem geliebten Großvater trennen mußte. Die Zuschauer sahen das Leid in den Augen der begnadeten Schauspielerin und nahmen unweigerlich Teil an Lenas Gefühlen. Das Leben der Lena Christ, die damals von Ludwig Thoma entdeckt wurde, endete tragisch mit dem Freitod.

Mittendorfer, die an der Otto-Falckenberg Schule Schauspiel studiert hat, hatte zuvor die einfache aber glückliche Kindheit der Lena Christ ebenso lebendig nachgestellt. Dazwischen gab sie szenische Einblicke in die Geschichte der Rumpelhanni und des Mathias Bichler, die aus der Feder von Lena Christ stammen. Dabei sang sie schon mal mit kräftiger Stimme das passende Lied dazu. Oder sie piffte so schrill mit den Fingern, daß das Publi-

PVSt, DPAG, Entgelt bezahlt, B 14529

**FÖRDERVEREIN BAIRISCHE
SPRACHE UND DIALEKTE e.V.**

**Gotzinger Trommel
Historisches Traditionswirtshaus
Gotzing
83629 Weyarn
Telefon 08020/904732
Telefax 08020/904783
Mobil 0179/1042050**

Internet: www.bairische-sprache.de
eMail: Hans.Triebel@bairische-sprache.de

ISSN 1436-9184